

„Leben ist Einsamsein“

Segen, Last und Notwendigkeit der Einsamkeit

Josef Imbach, Rom

Einsamkeit als Faktum

Für die einen bedeutet Einsamkeit eine Last, für die andern ist sie ein Segen. Manche Menschen suchen die Einsamkeit, doch die meisten fürchten sich vor ihr. Einsamkeit kann beides sein: bedrückend und beglückend.

Von der Erfahrung der Einsamkeit handelt Hermann Hesses (1877–1962) Gedicht „Im Nebel“¹:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum kennt den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
jeder ist allein.

Wie Busch und Stein und Baum sich im Nebel verlieren, so steht ein Mensch verloren neben dem andern in der Welt. Das trennende Dunkel erlaubt keine Kommunikation. Letztlich ist jeder allein.

Der Grundton von Hesses Gedicht ist nicht resignierend, sondern konstatiert: Leben ist Einsamsein.

¹ H. Hesse, *Im Nebel*. In: *Stufen. Gesammelte Werke*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1982, 27. Vgl. O. F. Bollnow, *Unruhe und Geborgenheit*. Stuttgart 1953, 31–69.

Schöpferische Einsamkeit

Wenn heute die Klage über die Einsamkeit so weit verbreitet ist, darf man darüber allerdings nicht vergessen, daß es auch so etwas wie eine erfüllte oder schöpferische Einsamkeit gibt. In seinen „Gedanken“ bemerkt Blaise Pascal (1623–1662):

Wenn ich es mitunter unternommen habe, die mannigfaltige Unruhe der Menschen zu betrachten, sowohl die Gefahren wie die Mühsale, denen sie sich, sei es bei Hofe oder im Krieg, aussetzen, woraus so vielerlei Streit, Leidenschaften, kühne und oft böse Handlungen usw. entspringen, so habe ich oft gesagt, daß alles Unglück der Menschen einem entstammt, nämlich daß sie unfähig sind, in Ruhe allein in ihrem Zimmer bleiben zu können.²

Nach Pascal entsteht alles Unglück daraus, daß der Mensch es nicht mit sich allein aushält und deshalb vor sich selber flieht. Gewiß ist das etwas verallgemeinernd ausgedrückt. Aber die Gegenprobe gibt Pascal zumindest darin recht, daß es immer wieder Menschen gegeben hat, welche in der Einsamkeit zu sich selber gefunden haben.

Von Jesus etwa wird erzählt, daß er sich in der Wüste auf sein öffentliches Auftreten vorbereitet habe (Mt 4,1–11). Auch während seines Wirkens hat er zu wiederholten Malen die Einsamkeit gesucht, sei es, um allein zu beten (Mk 1,35; Lk 9,18), sei es, um sich vor seiner Umgebung zurückzuziehen (Mk 1,45). Viele Religionsstifter und Mystiker hatten gerade in der Abgeschiedenheit von der Welt ihre großen und im eigentlichen Wortsinn weltbewegenden Erleuchtungen: Buddha, Muhammad, Franz von Assisi... Erwähnt seien in diesem Zusammenhang auch die Anachoreten, die Alleinwohnenden der ersten Jahrhunderte, welche sich aus den soziologischen Bindungen ihrer Umwelt loslösten, um in der Wüste zu leben. Solche Einsiedler hat es zu fast allen Zeiten und in fast allen Religionen gegeben. Was unseren Kulturkreis betrifft, sei nur auf Niklaus von der Flüe (1417–1487) als einen der bedeutendsten und einflußreichsten verwiesen.

Nicht nur im religiösen, auch im profanen Bereich braucht der Mensch Zeiten schöpferischer Einsamkeit, wenn er nicht verkümmern will. In gewisser Weise kommt das bereits in der gängigen Redeweise zum Ausdruck, nach welcher man ab und zu einfach „abschalten“ muß. Viele sagen zwar „abschalten“, aber in Wirklichkeit denken sie eher an ein „Umschalten“ – etwa vom alltäglichen Berufsleben in eine feiertägliche Betriebsamkeit.

² B. Pascal, *Gedanken* (Fragment 139). Stuttgart 1975, 64.

Schöpferische Einsamkeit jedoch schließt einen gewissen Rückzug aus dem gesellschaftlichen und sozialen Leben mit ein, dessen Gesetzen wir weitgehend unterworfen sind. In der Einsamkeit entzieht sich der Mensch fremden Einflüssen und entfremdenden Mechanismen und vermag sich so auf jene Kräfte zu besinnen, die sein Leben bestimmen sollten.

„Allein im Eisverhau“

Daß Einsamkeit auch ein Segen sein kann, werden allerdings nur jene verstehen, die jemanden haben, vor dem sie sich zurückziehen können.

Indessen aber klagen immer mehr Menschen darüber, daß sie allein sind und unter ihrer Einsamkeit leiden. Sie fühlen sich verlassen, weil sie niemanden kennen, auf den sie sich verlassen könnten. Sie verkümmern, weil sich kein Mensch um sie kümmert. Es ist schon seltsam: Obwohl wir im Zeitalter der Kommunikationsmittel leben, mangelt es an zwischenmenschlicher Kommunikation. Diese Erfahrung hat Ingeborg Bachmann (1925–1973) in einem ihrer „Lieder auf der Flucht“ so verdichtet:

Ich aber liege allein
im Eisverhau voller Wunden.
Es hat mir der Schnee
noch nicht die Augen verbunden.
Die Toten, an mich gepreßt,
schweigen in allen Zungen.
Niemand liebt mich und hat
für mich eine Lampe geschwungen!³

Mit einer ganzen Reihe von Metaphern umschreibt die Dichterin die Isolation des Gegenwartsmenschen. Die Kältemotive „Eisverhau“ und „Schnee“ signalisieren eine Abkühlung der zwischenmenschlichen Beziehungen; die „Wunden“ verweisen auf die damit verbundene Verletztheit; aus dem pfingstlichen Reden in allen Zungen (vgl. Apg 2,4) ist ein Schweigen der Toten geworden; es gibt keine Liebe mehr, oder, mit einem Bild, keine „Lampe“, die leuchtet und wärmt.

Isolation, Beziehungslosigkeit und Kommunikationsverlust und die daraus entstehende Einsamkeit werden in der neueren Literatur mit mancherlei Chiffren und Metaphern diagnostiziert: Der Mensch lebt in

³ I. Bachmann, *Lieder auf der Flucht II*. In: *Anrufung des großen Bären*. München 1959.

einer Eiszeit (Thomas Bernhard: „Frost“) oder in einer winterlichen Landschaft (Reinhold Schneider: „Winter in Wien“); er hat niemanden, der ihn trägt und nichts, was ihn hält (Martin Walser: „Der Sturz“); er besitzt keine Heimat und kein Zuhause (Christa Wolf: „Kein Ort. Nirgends“), er findet keinen Zutritt zu den anderen (Wolfgang Borchert: „Draußen vor der Tür“) und keinen Zugang zum Eigentlichen und Wesentlichen (Franz Kafka: „Gleichnis vom Türhüter“). Oder, mit den Worten von Hermann Hesse: „Leben ist Einsamsein... Jeder ist allein.“

Gemeinschaft als Gegenteil von Einsamkeit

Von daher scheint der Wunsch nach Gesellschaft und Geselligkeit nur zu verständlich. Und Möglichkeiten, sich zu zerstreuen, sich zu amüsieren und die Zeit zu vertreiben, gibt es genug. Man braucht bloß ein bißchen Initiative zu entwickeln und sich einen möglichst großen Freundes- oder doch Bekanntenkreis zu schaffen... So denken in der Tat viele – und machen dann die Erfahrung, daß Geselligkeit wohl für eine bestimmte Zeit über das Alleinsein und die damit verbundene Langeweile hinweghilft, aber die Einsamkeit letztlich nicht aufhebt. Das hängt wohl damit zusammen, daß man meint, das Gegenteil von Einsamkeit sei Geselligkeit. Aber obwohl manche Menschen ein sehr geselliges Leben führen, sind sie doch einsam. Es fehlt ihnen nicht an Bekannten, mit denen sie gemeinsame Unternehmungen planen und ihre Gedanken austauschen können. Was ihnen fehlt, ist jemand, dem sie nicht bloß *etwas*, sondern sich selber mitteilen können, eine Beziehung also, die nicht nur oberflächlicher Art ist, sondern gegenseitige Zuneigung, Verständnis und Vertrauen miteinschließt. *Das Gegenteil von Einsamkeit ist also nicht Geselligkeit, sondern Gemeinschaft.* Erst wenn jemand Zuwendung erfährt und sich angenommen und bejaht weiß, ist er aus dem Kerker seiner Einsamkeit entlassen.

Die Psychoanalytikerin und Schriftstellerin Marilene Leist bestätigt das in ihrem Aufsatz „Vor der Verlassenheit nicht fliehen“. Dabei bezieht sie sich auf eigene Erfahrungen:

Ich kenne zwar manchen Trost: Tiere, Bücher, Musik, Gedichte, auch ein gutes Essen, ein Glas Wein. Auch das Fernsehen verschmähe ich nicht. Briefe und Besuch gehören dazu. Aber die kleinen leichtgewichtigen Freuden des Lebens sind so selten geworden. Es gibt nicht einfach mehr die leichten Stunden, die zum Atemholen Zeit lassen, es gibt nicht mehr das freundliche Geplau-

der, die gemeinsame Kaffeestunde, den Gang in den Wald, das gelegentliche Besuchen eines Festes. All das, was eigentlich nur zu zweit Freude macht. Es sind die anspruchslosen, kleinen Freuden im Leben, die für den Einsamen so schwer zu gewinnen sind. Etwa an einem herrlichen Sommertage einmal in einen der berühmten Münchner Biergärten zu gehen. Ich weiß, wie schön es ist, unter den schattigen Bäumen, bei geselligen Menschen, zu einem guten Gespräch. Danach würde mir schon der Sinn stehen. Aber gehen Sie allein dorthin, mögen Sie sich allein dorthin setzen zu fremden Menschen, mit niemandem darüber sprechen können, was man erlebt, wie es einem schmeckt, wie das Bier mundet, was man beobachtet, was in einem vor sich geht? Das letzte Mal war ich vor zwei Jahren mit meiner jüngsten Tochter im Biergarten. Und jetzt versprach mir meine älteste, den schönen Sommer auszunutzen. Ich habe zwei Monate gewartet, und dann fuhr sie weg nach Südamerika. Sie ging oft in den Biergarten, sie und ihr Freund mit anderen Freunden, es blieb keine Zeit mehr für mich.

Da ich jetzt davon spreche, merke ich, wie weh es mir tut, daß gerade diese Kleinigkeiten, diese kleinen Dinge es sind, die mich so verletzen und die mich meine Entbehrung so spüren lassen.

Es sieht so aus, als ob die Einsamkeit doch ungeheuer viel Kräfte verschlingt. Sich immer selbst die Geborgenheit, die Selbstbestätigung, die Anerkennung zu geben, offensichtlich ist das etwas, was die Kraft der meisten Menschen, auch meine Kraft, Tag um Tag überfordert. Zwar gelingt es immer wieder und wohl komme ich auch im großen und ganzen zurecht, aber die Entbehrung ist doch unerträglich groß.⁴

Aus diesen Zeilen spricht nicht so sehr das Verlangen nach Geselligkeit (das natürlich auch vorhanden ist), sondern weit mehr die Sehnsucht nach mitmenschlicher Nähe, nach Zuwendung, nach Verständnis.

Der andere Mensch als Mittel zum Zweck

Mitmenschliches Verständnis, Zuwendung und Nähe jedoch lassen sich genau so wenig erzwingen wie Vertrauen und Liebe; das alles kann man stets nur dankbar entgegennehmen. Damit ist aber gleichzeitig gesagt, daß der Mensch nicht nur die Möglichkeit hat, andere aus ihrer Einsam-

⁴ M. Leist, *Vor der Verlassenheit nicht fliehen*. In: Hg. R. Walter. *Von der Kraft der sieben Einsamkeiten*. Freiburg i. Br. 1983, 75–93, 91 f.

keit herauszuholen, sondern daß er sie auch in die Einsamkeit hineinstoßen kann. Dies geschieht vor allem da, wo man nur solange zu einem anderen Menschen steht, als dieser einem nützt. Da ist einer, der meint, er bedeute einem anderen etwas und muß dann irgendwann erkennen, daß dieser sich seiner lediglich bedient, um seine eigenen Ziele zu erreichen.

Nicht am andern als Person, sondern bloß an seinem Nutzwert zeigt er sich interessiert. Typisches Beispiel: ein Mann fühlt sich von einer Frau angezogen nicht weil er sie liebt, sondern weil ihre Schönheit den Neid anderer weckt und dadurch sein Selbstwertgefühl gesteigert wird. Die Partnerin wird zur Trophäe.

Ähnliches geschieht immer dann, wenn man eine Beziehung nur deshalb pflegt, weil man sich einen Vorteil davon erhofft: Anerkennung in der Gesellschaft, Begünstigung der Karriere, ein Freizeitvergnügen... Sobald die verfolgten Interessen hinfällig werden, läßt man den anderen fallen. Dabei sind manchmal derart subtile psychische Mechanismen am Werk, daß man sich selber gar keine Rechenschaft gibt, wie sehr man andere Menschen instrumentalisiert – und das heißt, sie wie Gegenstände behandelt, mit denen man nach Gutdünken umgehen kann.

Reduktion des anderen Menschen auf ein vorgefertigtes Bild

Häufig geschieht es auch, daß man meint, einen anderen Menschen anzunehmen, während man in Wirklichkeit bloß von einem *Bild* fasziniert ist, das man sich von ihm gemacht hat und so nie zu ihm selber findet, sondern ihn allein läßt. Max Frisch hat diese Problematik in vielen seiner Werke variiert und in seinem Roman „Stiller“ thematisiert. Nachdem die Beziehung zwischen Stiller und seiner Frau Julika zerbrochen ist, sagt diese zu ihm:

So also siehst du mich. Du hast dir nun einmal ein Bildnis von mir gemacht, das merke ich schon, ein fertiges und endgültiges Bildnis, und damit Schluß. Anders als so, das spüre ich ja, willst du mich jetzt einfach nicht mehr sehen. Nicht wahr? Ich habe in letzter Zeit auch über vieles nachgedacht, nicht umsonst heißt es in den Geboten: du sollst dir kein Bildnis machen! Jedes Bildnis ist eine Sünde. Es ist genau das Gegenteil von Liebe, siehst du, was du jetzt machst mit solchen Reden. Ich weiß nicht, ob du's verstehst. Wenn man einen Menschen liebt, so läßt man ihm doch jede Möglichkeit offen und ist trotz aller Erinnerungen einfach bereit, zu staunen, immer wieder zu staunen, wie anders er ist, wie verschie-

denartig und nicht einfach so, nicht ein fertiges Bildnis, wie du es dir machst von deiner Julika. Ich kann dir nur sagen: es ist nicht so. Immer redest du dich in etwas hinein – du sollst dir kein Bildnis machen von mir! Das ist alles, was ich dir darauf sagen kann.⁵

Wer sich von einem anderen Menschen ein Bild macht, schränkt ihn in seiner Freiheit ein. Stimmt die Vorstellung nicht mit der Wirklichkeit überein, reagiert man häufig mit Liebesentzug. Sobald der Partner spürt, daß die Liebe des anderen gar nicht eigentlich ihm, sondern bloß einem Bild gegolten hat, wird er in seine Einsamkeit zurückgeworfen; mehr noch: Er erkennt schlagartig, daß er immer schon einsam war, da er selber als Person, in seinem So-sein, gar nicht bejaht wurde. Er hat bloß eine Zeitlang in der *Illusion* gelebt, einem verständnisvollen Menschen begegnet zu sein.

Manche geben sich der Illusion hin, daß allein schon das Zusammensein mit einem anderen Menschen ihnen über ihre Einsamkeit hinweghelfe und gehen aus diesem Grunde eine Ehe oder eine eheähnliche Verbindung ein. Wenn aber das entscheidende Motiv nicht Liebe oder Zuneigung, sondern bloß die Angst vor dem Alleinsein ist oder gar die Unfähigkeit, es mit sich selber auszuhalten, wird die Einsamkeit durch einen solchen Schritt nicht überwunden, sondern noch potenziert. Man findet zwar Gesellschaft, aber nicht das, was man suchte, nämlich Zuneigung, Verständnis und Liebe.

Isolation durch Schuld

Einsamkeit mag von vielen als Schicksal empfunden werden; häufig ist sie aber auch das Ergebnis von Schuld. Beispiele dafür finden sich schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift. Selbst wenn jemand in der Bibel nicht Gottes Wort zu erkennen vermag, so wird er doch redlicherweise einräumen müssen, daß sich in diesem Buch jahrhundertealte Menschheitserfahrungen verdichtet haben.

Äußerst aufschlußreich für unsere Problematik ist die Erzählung vom Sündenfall. Diese zeigt, wie Beziehungen durch Schuld zerstört und Menschen in die Isolation hineingetrieben werden. Der Verstoß gegen Gottes Weisung führt ja nicht nur zum Bruch mit Gott, sondern auch zum Zerbrechen der menschlichen Gemeinschaft.⁶ So heißt es, daß den Stammeltern nach dem Sündenfall die Augen aufgingen, „und sie er-

⁵ M. Frisch, *Stiller*. Frankfurt a. M. 1974, Bd. 105, 150.

⁶ Zum folgenden vgl. H. Zahrnt, *Schuld in Hoffnung auf sich nehmen*. In: R. Walter (s. Anm. 4), 94–111.

kannten, daß sie nackt waren“ (Gen 3, 7). Beide fühlen sich bloßgestellt. Sie haben ihre Unbefangenheit einander gegenüber verloren. Aber selbst ihre Schuld-Gemeinschaft geht in die Brüche, denn als Gott die beiden zur Rechenschaft zieht, wälzt der Mann die Verantwortung auf seine Gefährtin ab und distanziert sich von ihr: „Die Frau, die du mir beigegeben hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und so habe ich gegessen“ (Gen 3, 12).

Daß Schuld zur Vereinsamung führt, brachte die altkirchliche Bußpraxis noch sehr augenfällig zum Ausdruck. Wer sich ein schweres Vergehen zuschulden kommen ließ, wurde von der Glaubensgemeinschaft gewissermaßen isoliert. Diese begleitete den Sünder zwar mit ihrem Gebet, aber er wurde doch in den Büßerstand versetzt. Das bedeutete, daß er am Wortgottesdienst nur von einem eigens für die Büßer bestimmten Platz aus teilnehmen durfte und bis zur Wiederaufnahme in die Gemeinschaft, die in der Regel am Hohen Donnerstag erfolgte, von der Eucharistiefeier ausgeschlossen blieb. Wir kennen auch Beispiele aus archaischen Kulturen, in denen Schuldige aus der Stammesgemeinschaft verbannt wurden. Wir haben heute vielleicht etwas Mühe, solche Verhaltensweisen nachzuvollziehen. Im Grunde aber konkretisiert sich in ihnen die Erkenntnis, daß der Schuldige sich durch seine Tat außerhalb der fundamentalen Lebenszusammenhänge stellt und sich durch sein Verhalten selbst von der Gemeinschaft isoliert.

Verlangen nach Gemeinschaft

So paradox es vorerst scheinen mag: Obwohl es den Menschen nach Gemeinschaft verlangt, gehört auch die Einsamkeit wesentlich zum Menschsein. Ein antiker Mythos, der sich in Platons (427–347 v. Chr.) „Symposion“ findet, bringt das anschaulich zum Ausdruck. Am Anfang war der Mensch mit sich selber eins:

Damals war die Gestalt eines jeden Menschen völlig gleichmäßig; rundherum gingen Rücken und Seiten im Kreise. Vier Hände hatte er und ebenso viele Beine wie Hände, und auf einem runden Hals zwei Gesichter, beide völlig gleich, und über diesen beiden Gesichtern, die einander abgewandt waren, nur einen Schädel, ferner vier Ohren und doppelte Schamteile und alles übrige so, wie man sich das dementsprechend vorstellen kann.

Weil aber die Menschen in ihrem Übermut den Himmel stürmten und die Götter angriffen, beschloß Zeus, sie zu schwächen und jeden von ihnen in zwei Hälften zu teilen.

Jeder von uns ist also Bruchstück eines Menschen, da wir zerschnitten sind wie Flundern, aus einem zwei; es sucht denn auch ein jeder immerfort sein anderes Stück.⁷

Der Mythos besagt, daß der Mensch allein nicht „ganz“ ist und deshalb der Ergänzung bedarf.

Diese Einsicht liegt auch der biblischen Erzählung von der Erschaffung der Frau zugrunde. Der Mensch braucht ein Gegenüber: „Gott, der Herr, sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (Gen 2,18). Der antike Mythos wie die biblische Erzählung lassen durchblicken, daß das Menschsein sich erst in der Gemeinschaft voll verwirklicht.

Grenzsituationen des Todes, der Entscheidung

Dennoch gibt es Situationen, mit denen jeder ganz persönlich konfrontiert wird und die er – selbst wenn andere ihn dabei begleiten – letztlich ganz allein bewältigen muß.

Tod

In extremer Weise gilt das für den Tod, der, rein menschlich gesehen, das definitive Herausgerissensein aus der menschlichen Gemeinschaft und damit die end-gültige Beziehungslosigkeit bedeutet. Der Sterbende weiß, daß er alle und alles unwiderruflich verläßt.

Leid

Eine Vorerfahrung dieser Beziehungslosigkeit stellt das Leiden dar. Natürlich behält das Pauluswort, nach welchem einer des anderen Last tragen soll (vgl. Gal 6,2), auch hier seine Gültigkeit. Aber bei aller Hilfe und Zuwendung, die der Leidende erfährt, muß er seinen Schmerz doch selbst durchstehen. Dieser ist letztlich nicht mit-teilbar.

Entscheidung

Schließlich ist hier noch von einer Einsamkeit zu reden, die ebenfalls konstitutiv zum Menschsein gehört. Gemeint ist die Tatsache, daß der einzelne sich immer in Situationen befindet, in denen er trotz aller nur

⁷ Platon, *Symposion*. In: *Meisterdialoge*. Zürich 1958, 130 und 132 (189d–193e).

möglichen Anteilnahme seitens anderer eben doch allein und auf sich selber gestellt ist. Das meist ironisch gebrauchte Wort von den „einsamen Entscheidungen“ bringt den hier gemeinten Sachverhalt treffend zum Ausdruck. Wenn immer jemand hinter seiner Überzeugung steht, steht er allein da – selbst wenn diese von vielen anderen geteilt werden sollte. Denn jeder Mensch trägt eine letzte Verantwortung, die ihm ganz persönlich aufgegeben ist. Man mag sich bei wichtigen Entscheidungen beraten lassen – fällen muß man sie selber. Im Bereich seines Gewissens ist jeder mit einer Einsamkeit konfrontiert, die er aushalten muß. Hier geht es immer um einsame Entscheidungen. Selbst wenn jemand meint, sein Gewissen nicht befragen zu müssen und sich auf Vorschriften und Paragraphen, auf obrigkeitliche Befehle und göttliche Gebote, auf bestehende Normen oder geltende Gesetze beruft (über deren Berechtigung nachzudenken er sich weigert), so ist eine solche Haltung eben doch wiederum das Ergebnis einer ureigenen, ganz und gar persönlichen Entscheidung. Diese – innere – Einsamkeit hängt mit der menschlichen Freiheit und Verantwortung zusammen und gehört daher wesentlich zum Menschsein.

Glaube und Einsamkeit

Der Gläubige betrachtet sein ganzes Leben und damit auch seine Einsamkeit im Angesicht Gottes. Wiederum ist es die Bibel, die dafür eindrückliche Beispiele bereithält.

Jeremia

Eines der erschütterndsten davon ist das Schicksal des Propheten Jeremia. Weil Jeremia im Auftrag Gottes gegen das abtrünnige Volk predigt, wird er von allen gemieden, des Verrats verdächtigt, vom König eingekerkert und schließlich nach Ägypten verschleppt. „Ich bin niemands Gläubiger und niemands Schuldner, und doch fluchen mir alle“, sagt er von sich (Jer 15,10). Weil ihm alle fluchen, verflucht er schließlich den Tag seiner Geburt: „Weh mir, Mutter, daß du mich geboren hast, einen Mann, der mit aller Welt in Streit und Zank liegt“ (Jer 15,10). Die Zweiflung des Propheten ist so grenzenlos, daß er schließlich Gott selbst mit lästerlichen Worten anklagt:

Ich sitze nicht heiter im Kreis der Fröhlichen;
von deiner Hand gepackt, sitze ich einsam;
denn du hast mich mit Groll angefüllt.

Warum dauert mein Leiden ewig
und ist meine Wunde so bösartig,
daß sie nicht heilen will?

Wie ein versiegender Bach bist du mir geworden,
ein unzuverlässiges Wasser.

(Jer 15,17 f)

Es ist nicht überliefert, ob und wie Jeremia die Krise überstanden hat.
Wir wissen lediglich, daß er seine Einsamkeit derart erdrückend empfand, daß er sogar an Gott irre wurde.

Der Psalmist

Bezeichnenderweise finden sich gerade im Gebetbuch des Alten Testaments, im Psalterium, eine ganze Reihe von Zeugnissen, in denen Ver einsamte ihre Not vor Gott hinausschreien – so etwa im 88. Psalm:

Herr, du Gott meines Heils,
zu dir schreie ich am Tag und bei Nacht.
Laß mein Gebet zu dir dringen,
wende dein Ohr meinem Flehen zu!
Denn meine Seele ist gesättigt mit Leid,
mein Leben ist dem Totenreich nahe.
Schon zähle ich zu denen, die hinabsinken ins Grab,
bin wie ein Mann, dem alle Kraft genommen ist.

Die Freunde hast du mir entfremdet,
mich ihrem Abscheu ausgesetzt;
ich bin gefangen und kann nicht heraus.
Mein Auge wird trübe vor Elend.
Jeden Tag, Herr, ruf' ich zu dir;
ich strecke nach dir meine Hände aus.

Herr, darum schreie ich zu dir,
früh am Morgen tritt mein Gebet vor dich hin.
Warum, o Herr, verwirfst du mich,
warum verbirgst du dein Gesicht vor mir?
Gebeugt bin ich und todkrank von früher Jugend an,
deine Schrecken lasten auf mir, ich bin zerquält.
Über mich fuhr die Glut deines Zornes dahin,
deine Schrecken vernichten mich.
Sie umfluten mich allzeit wie Wasser
und dringen auf mich ein von allen Seiten.

Du hast mir die Freunde und Gefährten entfremdet;
mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.
(Psalm 88, 2–5.9–10.14–19)

Jesus

Eine Einsamkeit, wie sie der Verfasser dieses Gebets vor Gott trägt, hat auch Jesus erfahren. Weil er seinem Auftrag treu bleibt, wenden sich die Menschen von ihm ab. Die etablierten Vertreter der Religion begegnen ihm von vornherein mit Mißtrauen. Nach der Brotrede verlassen ihn viele seiner Jünger (Joh 6,66). Nur noch drei Apostel stehen ihm in seiner Todesangst am Ölberg zur Seite, und diese schlafen, während er mit seinem Vater ringt (Mk 14,32–42). Am Kreuz schließlich scheint Gott selber sich ihm zu entziehen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34). Dieser Notschrei zum abwesenden Gott ist ein Gebet. Es handelt sich um den Anfang des 22. Psalms, dessen Verfasser in seiner äußersten Verlassenheit mit Gott ringt. Mit diesem Schrei auf den Lippen zeigt Jesus, daß er sich vom Vater verlassen fühlt – und verläßt sich doch auf ihn, indem er seine Verlassenheit selbst noch in ihn hineinwirft.

Der einsame Beter

Das Beispiel Jesu macht deutlich, daß der Einsame nicht schon allein durch sein Gebet die Einsamkeit überwindet, weil er ja nun in Gott seinen Gesprächspartner gefunden hat. Zeitweise mag das Gefühl der Ver einsamung gerade beim Beter noch furchtbarere Formen anzunehmen, dann nämlich, wenn er vom Gedanken angefochten wird, daß Gott ihn weder höre noch erhöre.

Derlei Anfechtungen hängen mit dem Wesen Gottes selbst zusammen. Gott offenbart sich dem Menschen, aber gleichzeitig entzieht er sich ihm auch, weil er ja stets größer ist als alles, was man von ihm denken und über ihn sagen kann. Mit seiner Offenbarung tritt Gott nicht aus seiner Geheimnishaftigkeit heraus; vielmehr offenbart er sich als das heilige Geheimnis.

Anfechtungen, mit denen der Beter zu kämpfen hat, hängen auch mit dem Wesen des Glaubens zusammen. Glauben bedeutet ja nichts anderes als Gott vertrauen. Dieses Vertrauen aber kann – wie alles menschliche Vertrauen überhaupt – Spannungen ausgesetzt, Prüfungen unterworfen und von Zweifeln heimgesucht werden.

Gemeinsames Beten

Gewiß klingt das alles etwas abstrakt und vielleicht auch belehrend. Aber nichts liegt mir ferner, als einem verzweifelten Beter eine theologische Lektion erteilen zu wollen. Wenn ich einen solchen Menschen kennenerne, kann ich eigentlich nur eines: für ihn, und – vor allem – mit ihm beten. Dies wäre dann wohl eine Weise der Erfahrung für ihn, daß der geheimnisvolle Gott, wenn er dem Menschen die Nacht der Einsamkeit schon nicht erspart (warum wissen wir nicht), ihn doch in seiner Einsamkeit begleitet.

Die Nähe Gottes in der Einsamkeit

Auch diese Erfahrung kennen die Psalmendichter, daß Gott dem Menschen immer nahe ist:

Herr, ich suche Zuflucht bei dir.
Laß mich doch niemals scheitern;
rette mich in deiner Gerechtigkeit.

Gepriesen sei der Herr, der wunderbar an mir gehandelt
und mir seine Güte erwiesen hat zur Zeit der Bedrängnis.
Ich aber dachte in meiner Angst:

Ich bin aus deiner Nähe verstoßen.
Doch du hast mein lautes Flehen gehört,
als ich zu dir um Hilfe rief.

Liebt den Herrn, all seine Frommen!
Seine Getreuen behütet der Herr,
doch den Hochmütigen vergilt er ihr Tun mit vollem Maß.
Euer Herz sei stark und unverzagt,
ihr alle, die ihr wartet auf den Herrn.
(Psalm 31,2.22–25)

Auch heute gibt es Zeugnisse dafür, daß Gottes Nähe *in* der menschlichen Einsamkeit erfahren werden kann. So bekennt etwa der Kulturphilosoph und -kritiker Theodor Haecker (1879–1945), der durch den Nationalsozialismus in Deutschland in die tiefste Einsamkeit hineingestossen wurde, in seinen „Tag- und Nachtbüchern“:

Alles, was ich niederschreibe, hat nun ganz von selber die Tendenz, sich zu einem Dialog zu entwickeln. Mein Geist ist immer sofort im Gespräch mit einem Du. Und wie ist es erst mit meinem

Monolog! In ihm bin ich zwar einsam vor allen Menschen, aber ich stehe um so absoluter vor Gott. Mein Partner ist das große Du, das älteste, das ewig ist, ehe ich war, das transzendenten „Du“, mein Schöpfer, mein Herr und mein Gott.⁸

Nie zu stillende Sehnsucht

In einem Interview hat Heinrich Böll einmal darauf hingewiesen, „daß wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, daß wir hier auf der Erde nicht ganz zu Hause sind.“⁹ Tatsächlich gibt es in jedem Menschenleben eine Sehnsucht zuviel, die nicht gestillt werden kann, und damit eine Einsamkeit, die ausgehalten werden muß.

Heimat

Nach christlichem Verständnis findet erst in der letzten und radikalen Einsamkeit des Todes gleichzeitig deren Überwindung statt, weil der Mensch erst im Tod in jene Dimension eintritt, in welcher Gott ihm das schenkt, was er auf Erden immer sucht und doch nie ganz findet: Heimat.

⁸ Th. Haecker, *Tag- und Nachtbücher*. München 1947, 300.

⁹ K.J. Kuschel, *Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur*. München 1985, 64.

Gotteserfahrung in der Bibelmeditation

Vladimir Satura, Innsbruck

Das Anliegen

Da das Hauptinteresse der Spiritualität und der Mystik letztlich doch der Praxis gilt, ist es sicher sinnvoll, die einzelnen Fragen dieser Gebiete nicht nur auf verschiedenen Ebenen der Abstraktion zu behandeln, sondern auch ihre konkreten Erfahrungsgestalten aufzuzeichnen.

So stellt sich auch in bezug auf das zentrale Kapitel der Spiritualität und der Mystik, die Gotteserfahrung, die Frage: Wie schauen „die unmittelbaren Gegebenheiten des Bewußtseins“ (Bergson) bei jenem Men-